

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-62889-4

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Helene und Wolfgang Beltracchi

Selbstporträt

Mit Collagen und Zeichnungen von Wolfgang Beltracchi

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Juni 2018
Copyright © 2014 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg
Lektorat Barbara Oetter, Jörg Magenau und Alexander Fest
Gestaltung Christine Lohmann und Wolfgang Beltracchi
Umschlaginnenseite: Aus dem Werk eines Fälschers –
Auktions- und Ausstellungskataloge, Werkverzeichnisse und
Kunstbücher mit Bildern von Wolfgang Beltracchi
Lithographie Grafische Werkstatt Susanne Kreher, Hamburg
Satz Garamond, InDesign, bei Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 62889 4

Inhalt

Widmung

Motto

Erster Teil Kindheit

Engel 1956

Kindheit in Altenbergen

Neubeginn in Geilenkirchen

Abhauen nach Süden

Zweiter Teil Wanderjahre

Painter Man

Hippieleben

Kunst für Geld 1

Kunst für Geld 2

Tafelteil I

Kunst für Geld 3

Kunst & Antiquitäten GmbH

München

Leben an Grenzen

Tafelteil II

Dritter Teil Ideen, Bewegungen

Neue Verbindungen

Produktive Hochphasen: nach dem Expressionismus

Neues und altes Leben

Himmelsleiter und Piraten

Vierter Teil Coup de foudre

Helene

Wolfgang

Fünfter Teil Unser Glück

Erste gemeinsame Reise

Tod und neues Leben

Das erste Jahr

Tafelteil III

Hochzeit: Eintritt in das Illusionsgeschäft
Gruppenbild mit Damen
Richtungswechsel mit Winnebago
Weg von der deutschen Schwere: Aufbruch in
den Süden
Sonnenwesen
In Südfrankreich
Der verlorene Matisse
Sechster Teil Wahre Arbeit, echtes Geld
Wieder im Süden: Malen und leben im anregenden
Licht
Sesshaftigkeit
Hochgefühle mit Max Ernst
Intermezzo mit Zufällen: Der Joker hat das Wort
Neues Leben: Die Domaine des Rivettes
Tafelteil IV
Grüße aus Antwerpen
Rätsel der Bilder
Schwemmholz, Holz überhaupt
Erstes Treffen mit Werner Spies – Surrealisten-Ausstellung
Unverhofftes Wiedersehen
Der abgewischte Campendonk
Schlafende Hunde
Im Dunkel der Wälder: «le Spies»
Jahre des Lichts: Braque, Derain und Matisse
Fliegende Bilder
Sorgen
Tafelteil V
Siebter Teil Die Entlarvung
Ein surrealistischer Traum
Wer ist Werner Jägers?
Der Anfang vom Ende
Verdüstörung
Unerwartete Anrufe

Aufkommender Sturm
Die letzten Tage
Abschied
Das Gericht der Bilder

Epilog

Bildnachweis

Tafelteil I

Tafelteil II

Tafelteil III

Tafelteil IV

Tafelteil V

Nachbemerkung

Dank

Erster Teil

Kindheit

Engel 1956



«Du musst das verstehen: Sonst haben wir hier bald mehr Katzen als Ratten, und wer soll dann die Katzen jagen?» So wollte meine Mutter es mir erklären. Und nach einer Pause fügte sie hinzu: «Außerdem haben die Bauern bei uns das schon immer so gemacht.»

Ich war fünf Jahre alt, und sommers wie winters saß ich vor dem Katzenloch im Deelentor unseres Vierständerhofes, meinem Beobachtungsposten. Von hier aus hatte ich einen geschützten Blick auf meine Welt: ein winziges Dorf im Weserbergland am Rande des Teutoburger Waldes. Den Rücken gegen das warme raue Holz gelehnt, wartete ich auf meine Katze Minke, die jeden Moment durch die Klappe kommen konnte, schaute auf den lehmigen Weg, der vom Wald in den Ort hinaufführte, und auf den Dorfanger. *Dort also wurden all die kleinen Kätzchen ertränkt!*

Erst neulich hatte mein Vater einen Wurf junger Katzen in einen Kartoffelsack gepackt und in den Weiher geworfen. Ich hatte ihm in der Küche noch eine gute Nacht gewünscht, dann war er mit dem leeren Sack zum Heuboden

gegangen, wo die Kätzchen schliefen. Er vermutete mich im Bett, doch ich hatte mich zum Tor geschlichen; ich sah ihn mit dem zappelnden Jutesack zum Teich gehen, entsetzt wollte ich ihm nachlaufen, als plötzlich meine Schwester Helga mir von hinten den Mund zuhielt.

«Mach, dass du ins Bett kommst! Die rettetest du nicht mehr. Und wenn der Vater dich erwischt, setzt es was, dass dir Hören und Sehen vergeht!»

Ich glaubte ihr nicht. Trotzdem schlich ich mich in mein winziges Zimmer. Der Vater hatte mich nie geschlagen, aber seine laute Stimme machte mir manchmal Angst.

Jetzt spürte ich den weichen warmen Druck eines Katzenkopfes an meinem Oberschenkel. Minke lebte also noch, und ihr Schnurren sagte mir, dass es ihr gutging.

*

Im nächsten Winter wollte ich anfangs nicht zum Spielen aufs Eis. Erst nach einiger Zeit überwog die Neugier; also ging ich doch auf die gefrorene Fläche, legte mich bäuchlings hin und lugte durch die dicke, blanke Eisdecke. Wo waren die Kätzchen? Ich nahm nur gährende Schwärze wahr, hörte das von den Schlittschuhläufern ausgelöste Knacken und ein leises Grollen unter dem Eis. Nach einer Weile setzte Schneetreiben ein, und ich sah die Schlittschuhläufer sich in ein sonderbares Ballett schwarzweiß gepuderter Scherenschnitte verwandeln, bis sie irgendwann jede Kontur verloren, sich auflösten, verschwanden.

Manchmal, wenn der Schnee sehr hoch lag, ging ich in mein Zimmer unterm Dach und blickte hinunter: Alles war erstarrt, verharnte bewegungslos unter einer friedlichen weißen Decke. Und wären da nicht die Stimmen der Raben in den vereisten Baumkronen gewesen, hätte man glauben können, man befände sich in einem niederländischen Ge-

mälde aus dem 16. Jahrhundert, einem Bild von Brueghel mit tief verschneiten Häusern, Dorfanger, Raben – gemalte Stille.

Im darauffolgenden, besonders heißen Sommer trocknete der Weiher fast vollständig aus, und aus dem Modder ragten die verschnürten Enden der Jutesäcke wie verdorrte Blüten einer unbekannten Pflanze: Ich glaubte sogar, einen schlammverkrusteten kleinen Katzenschädel zu erkennen. Ich ging zur Deelee, holte eine Heugabel aus dem Stall und lief zum Teich, das große, hölzerne Werkzeug hinter mir herschleifend. Es überragte mich um eine Körperlänge und war, da ich mit fünf Jahren noch immer die Statur eines knapp Vierjährigen hatte, nur schwer zu handhaben. Mit den Gabelspitzen angelte ich nach den verschnürten Säcken, bemüht, die Balance zu halten und nicht in den Schlamm zu rutschen, doch jedes Mal, wenn ich einen verschnürten Sack aufgegabelt hatte und versuchte, ihn ans Ufer zu ziehen, entglitt er mir wieder. Ich strengte mich ungeheuer an, während das Holz des Schaftes in meinen schweißnassen Händen rutschiger und rutschiger wurde, meine Füße tiefer und tiefer im Schlamm versanken. Endlich gelang es mir, einen der Jutesäcke so aufzuspießen, dass ich ihn zu mir herüberziehen konnte, immer näher, bis ich ihn fast zu greifen vermochte. Zu spät: Meine Beine steckten schon so tief im Schlamm, dass ich festsaß; der Beutel war in greifbarer Nähe, aber in meiner Angst konnte ich ihn nicht packen. Ich begann, nach der Mutter zu rufen, aber niemand hörte mich. Würde ich elendig im Schlamm versinken? Würde niemand mich retten? Was würde man glauben, wo ich geblieben sei? Ich schrie lauter, ich kreischte vor Panik. Dann fielen mir die Ratten ein, die ich häufig am Rand des Wassers beobachtet hatte; ich stellte mir vor, wie sie mit ihren riesigen Zähnen Stücke von meiner Haut abbissen, um sich dann weiter und weiter zu meinen Knochen vorzunagen; meine Mutter hatte mir erzählt, dass

man Rattenbisse nicht spüre, weil die Tiere nach jedem Biss auf die Wunde bliesen und so den Wundschmerz betäubten. Sicher waren die Kätzchen bereits von ihnen aufgefressen worden, und in den Säcken würden sich nicht mal mehr die Knochen finden! Und jetzt sollte auch ich Rattenfutter werden?

In diesem Moment kam Helga von der Schule zurück. Auf dem staubigen Weg sah ich sie zum Haus hinübergehen: Helga, meine Schwester, dreizehn Jahre alt, weißblondes Haar in der flirrenden Mittagshitze, vom grellen Sonnenlicht überstrahlt! Meine schöne Schwester! Sie erschien mir wie ein rettender Engel. Gleich kam sie gelaufen, zerrte mich aus dem Schlamm. Ihre erste Sorge galt meinen Schuhen (die möglicherweise noch im Schlamm steckten) – Gott sei Dank war ich barfuß gewesen! –, während ich mir beunruhigt meine Zehen besah. Doch keine Ratte hatte sich daran versucht.

Helga schimpfte und schlug mir ein paarmal fest in den Nacken. Sie sei es satt! Endgültig satt! Den ewigen Ärger mit mir! Ob denn nicht mal was Vernünftiges in meinem Kopf vorgehen könne? Wirklich immer nur so bescheuerter Blödsinn?

Jetzt kam auch die Mutter, einen Wäschekorb in der Hand. Wieder setzte es was: Ich hatte das strikte Verbot, an den Anger zu gehen, missachtet und auch noch unerlaubterweise die Heugabel aus dem Stall geholt, von anderen Regelüberschreitungen ganz zu schweigen!

Helga und ich: schlammverschmiert. Die Mutter: gerade mit der Wäsche fertig. Man kann sich vorstellen, wie erfreut sie war, zumal es damals noch keine Waschmaschine gab; die Wäsche wurde in einem großen Kupferkessel über dem Feuer in einer Lauge erhitzt und mit einem ruderförmigen Eichenholz bearbeitet, bis sie kochte. Anschließend spülte man sie mit kaltem Wasser aus, wofür viele Eimer von der Pumpe zum Kessel geschleppt werden mussten. Wenn die

Mangel das Wasser dann aus der Wäsche gepresst hatte, wurde sie aufgehängt. Es war harte körperliche Arbeit, und die Mutter konnte deshalb nicht jede Woche waschen. Oft versuchte ich vergeblich, die Mangel zu drehen, mit beiden Armen stemmte ich mich gegen den Schwengel, um meine Kraft zu messen. (Im Waschzuber wurde übrigens an den Samstagen auch das Badewasser erhitzt, und beim Schlachten wurden die Würste darin gekocht.)

Jetzt untersuchte die Mutter mich auf Verletzungen, besorgt.

Und sobald sie damit fertig war, versohlte sie mir den Hintern. Dank Lederhose war das zu ertragen, aber das wusste sie genauso gut wie ich.

Kindheit in Altenbergen

Seit der Evakuierung lebte meine Familie in Altenbergen, einem Flecken, etwa 25 Kilometer von Höxter entfernt. Wir hießen Fischer. 1944 waren unsere Mutter Franziska und meine Geschwister Wilhelm, Friederich, Ursula und Helga im Selfkant ausgebombt worden; danach hatte es sie in dieses weltabgeschiedene Hundertseelendorf verschlagen, wo sie in den ersten Monaten noch davon lebten, dass sie ihre paar Wertgegenstände bei den Bauern gegen Lebensmittel eintauschten. Damals wurden viele Bauern reich: Sie wogen Kartoffeln mit Gold auf.

Meine Mutter fand eine Anstellung als Hauslehrerin auf dem nahegelegenen Gut Abbenburg. Die Bezahlung erfolgte hauptsächlich in Naturalien und Holz. Fast ein Jahr lang ging sie im Morgengrauen fünf Kilometer durch den Wald und mittags wieder zurück, bis sie endlich ein altes Fahrrad erstehen konnte.

1945 bekam mein ältester Bruder Wilhelm, mit 15 Jahren, auf demselben Gut eine Anstellung als Knecht: Ihre eigenen Söhne hielten die Bauern im letzten Kriegsjahr in den Wäldern vor den Nazis versteckt. Ansonsten sei der Krieg im Dorf, erzählte man mir, bis auf die Vermissten und Toten an den fernen Fronten im Westen und Osten kaum gegenwärtig gewesen.

*

Mein Vater war in diesen Jahren in der Nähe von Auxerre in Kriegsgefangenschaft und arbeitete dort in einem Steinbruch. Er sei ein hilfsbereiter Kamerad gewesen, erzählte Jahre später der Patron des Bruchs, der uns mit seiner Familie mehrmals im Rheinland besuchte. Meine Mutter hielt noch lange Briefkontakt nach Auxerre; sie liebte es,

mit aller Welt zu korrespondieren. Der Vater hingegen berichtete von der schlimmen Zeit im Lager, der täglichen Todesgefahr, dem entsetzlichen Hunger. Dem Lagerkommandanten hatte es offenbar Spaß bereitet, über die Lautsprecher immer wieder einen Satz Konrad Adenauers im Originalton zu verbreiten: «Ich bin stolz darauf, nie Soldat gewesen zu sein», während die Gefangenen verhungerten. Mein Vater (auf dem Foto der Mann in der Mitte) magerte bei 187 Zentimeter Körpergröße auf 50 Kilogramm ab, doch er überlebte die schwere Arbeit und schaffte es sogar, die Freundschaft des Steinbruchbesitzers zu erlangen. Mit dessen heimlicher Verpflegung kam er allmählich wieder zu Kräften. So kehrte er 1948 braun gebrannt und bei guter Gesundheit in unser Dorf zurück. Er war immer ein attraktiver Mann gewesen: groß, schlank, sehr sportlich, mit vollem, lockigem, blondem Haar und leuchtend blauen Augen, ein richtiger Frauentyp der zwanziger Jahre. Als junger Mann träumte er davon, ein bekannter Kunstmaler zu werden; den Ersten Weltkrieg hatte er noch als Junge erlebt; zu Beginn des Zweiten war er bereits dreifacher Vater und verdiente sein Geld als Kirchenmaler.



Es hielt ihn nicht lange im Dorf. Er fand eine Arbeit in Paderborn, bei der britischen *German Service Organisation* auf Schloss Neuhaus restaurierte er die beschädigten Wandmalereien. Obwohl er dort nur 80 Kilometer von uns entfernt war, kam er selten nach Hause.

Aber auch wenn mein Vater nicht immer da war und wir zeitweise eine angespannte Beziehung hatten, wusste ich doch, dass er mich auf seine Weise liebte. Diese Liebe fühlte sich nicht bloß angenehm an, er war ein distanzierter Mensch, und manchmal hatte ich das Gefühl, in seinem Leben ein lästiges Anhängsel zu sein. Aber ich konnte mich auf ihn verlassen.

Als ich zur Welt kam, war meine Mutter schon 43 Jahre alt und die beiden über 20 Jahre miteinander verheiratet. Ich habe nie gesehen, dass der Vater die Mutter in die Arme schloss, nie gab es ein Zeichen der Zärtlichkeit zwischen ihnen. Ob er immer so gewesen war? Ich weiß es nicht. Vom Krieg hat er mit mir nie gesprochen; alles, was ich darüber weiß, habe ich von meinen älteren Geschwistern. Vielleicht haben erst die Kriegserlebnisse mit den Toten an der Ostfront bei Stalingrad und später an der Westfront ihn zu dem Menschen gemacht, den ich kannte.

*

Meine Kindertage in Altenbergen verbrachte ich umgeben von dichtem Wald. Meist saß ich vor dem besagten Katzenloch des Deelentors und spielte mit Tonknickern. Und im Ganzen kann man sagen: Ich bin allein aufgewachsen. Meine Geschwister waren alle wesentlich älter, Ursula lebte bereits in Düsseldorf, mein Bruder Friederich in einem Lehrlingsheim im Ruhrgebiet, wo meine Mutter eine Ausbildungsstelle für ihn gefunden hatte, und nur Helga war

noch bei uns. Aber sie spielte lieber mit ihren gleichaltrigen Freundinnen.

Hinzu kam, die Kinder im Dorf mieden mich. Wegen meines albinohaften Aussehens und meiner Introvertiertheit war ich ihnen suspekt.

*

Es gibt nur wenige Fotos aus dieser Zeit. Eines davon zeigt einen kleinen Jungen in Kittelschürze und Schnürstiefelchen, daneben eine Gruppe von Frauen vor einem Hoftor und einen Mercedes-Benz, der von einigen Leuten bestaunt wird. Tatsächlich erinnere ich mich an den Benz von Onkel Menn – berühren durfte ich den Wagen nie! – noch genauso deutlich wie an die Erzählungen meiner Mutter von der Judenbuche der Annette von Droste-Hülshoff, die angeblich im benachbarten Böckendorf gestanden hatte, oder an die bei uns immer wieder zitierten ›Dreizehnlinden‹ von Friedrich Wilhelm Weber:

Wonnig ist's, in Frühlingstagen
Nach dem Wanderstab zu greifen
Und, den Blumenstrauß am Hute,
Gottes Garten zu durchschweifen ...

Geblichen ist mir aus dieser Zeit ein Gefühl von Geborgenheit, bestimmt von der Wärme, die von meiner Mutter ausging. Viele meiner Kindheitserinnerungen ranken sich um sie. Da ist zum Beispiel der feuchte, schwere, aromatische Duft der mannshohen Farndickichte und das geheimnisvolle Wispern des Hochwaldes, den ich mit ihr durchstreifte. Tausendfache Gerüche, Geräusche und Farben einer riesigen, von transparentem Grün überdachten Erinnerung. Weich versanken meine kleinen Füße im Boden, weich be-

rühren meine Finger die Moose am Rand des Hohlwegs, in dessen Halbschatten, zwischen den Gräsern und Kräutern, meine Mutter die Walderdbeeren wusste, die wir pflückten und behutsam auf lange Grashalme zogen, um sie nach Hause zu tragen, aber meist schon unterwegs – denn der Weg war weit, und ich konnte nicht warten – verzehrten.

Einmal, auf einem unserer Holzbeutezüge, ließen wir den kleinen Leiterwagen, den wir zum Holz- und Fallobst-sammeln nutzten, stehen und erklimmen den höchsten Punkt im Wald. Auch Helga war mitgekommen. Längere Zeit durchquerten wir einen noch jungen dunklen Tannenwald, der mich an Hexen und Kobolde denken ließ. Ängstlich hielt ich Helgas Hand umklammert; weiter oben war der Wald dann heller und grüner, die Bäume älter. Schließlich erreichten wir eine Lichtung, auf der unter mächtigen, hundertjährigen Tannen ein riesiger Ameisenhügel stand, höher als ich selbst. Meine Mutter hob mich auf ihre Schultern und wies in die Ferne auf die bewaldeten Berge unter uns.

«Siehst du es?», fragte sie. «Dort!»

Ich wusste nicht, was sie meinte.

«Na – das Schwert!», rief sie.

Bei klarem Wetter konnte man von hier aus das in den Himmel gereckte Schwert Hermanns des Cheruskers erkennen. Damals entdeckte ich es nicht, wollte das meiner Mutter aber nicht verraten. Jahre später sah ich dann Fotos des eisernen Denkmals.

«Hermann hat die Römer vernichtend geschlagen», erzählte Mutter voller Stolz.

Anschließend stiegen wir wieder hinab, und Mutter und Schwester zogen den Leiterwagen mit dem gesammelten Holz nach Hause. Ich saß oben auf den Reisigbündeln, hielt den Stiel unserer Axt umklammert und träumte von siegreichen Schlachten.

Aber kann ich mich wirklich an diese Begebenheit erinnern? Oder hat meine ältere Schwester sie mir später erzählt? Ich weiß es nicht. Ameisenhügel auf geheimnisvollen Lichtungen jedenfalls wecken in mir noch immer ein Gefühl von Heimat, oder besser: ein Gefühl vom Verlust von Orten, die Heimat hätten werden können. Mir blieb der Wald, der Geruch von frisch geschlagenem Holz, geschälter Rinde, Tannennadeln, Walderdbeeren und Himbeeren. Und bis heute verbindet mich der Duft von Brombeeren und Himbeeren mit meiner Mutter, die mich, in dicke Trainingshosen verpackt, in schier unendliches Gestrüpp schleppt. Zuvor hat sie, die selbst einen Eimer trägt, mir eine blecherne Milchkanne an den Gürtel gebunden. Doch obwohl ich all meinen Ehrgeiz daran setze, schaffe ich es nie, meine kleine Kanne zu füllen, bevor Mutter die letzte Beere gepflückt hat.

Neubeginn in Geilenkirchen

Die fünfziger Jahre waren eine Zeit der Armut, aber auch des Wiederaufbaus. In meiner Erinnerung gehören dazu die Schlager von Rudi Schuricke, Peter Alexander und Vico Torriani, die mein Vater häufig sumnte, beim Rasieren oder wenn er seine Bilder malte. Man träumte von der roten Sonne Capris, den Stränden von Rimini und dem süßen Leben in Italien (nur die nach Deutschland einwandernden Italiener wollte man nicht um sich haben).

Während der Vater sich am Spülbecken wusch, stand die Mutter in ihrer Kittelschürze neben ihm am Kohleherd. Unser Familienleben fand hauptsächlich in der Küche statt. Das Wohnzimmer wurde selten benutzt: eigentlich so richtig bloß an Festtagen wie Weihnachten oder wenn Geburtstage gefeiert wurden; dann war es auch in diesem Raum angenehm warm. Wann immer die Brüder meines Vaters zu Besuch kamen, ich nehme an, dass es seine Geburtstage waren, sah ich den Männern beim Kartenspiel zu, während meine Mutter im Sessel saß und las. Wurden die Männer zu laut, gingen wir in die Küche, und sie las mir aus Harper Lees ›Wer die Nachtigall stört‹ vor. Diese Geschichte von Heranwachsenden und vom Rassismus in den amerikanischen Südstaaten gehörte zu den Büchern, die sie besonders liebte.

Interessanter waren die Besuche der Familie meiner Mutter. Dann ging es lustig zu: Familiengeschichten wurden erzählt und manchmal sogar mit dramatischer Pantomimik nachgespielt.

*

1957 zogen wir zurück in den Heimatort meiner Mutter, nach Geilenkirchen. In der Mühle der Großeltern lebten in-

zwischen fremde Menschen, und auch das großväterliche Stadthaus im nahegelegenen Frelenberg war bereits verkauft. Mein Großvater war Niederländer gewesen, ein Müller aus Scheveningen. Er hatte sich in einer Wassermühle an der Wurm etwas außerhalb von Frelenberg niedergelassen, ganz nahe der holländischen Grenze, und dank guter Geschäfte später im Ort ein Gründerzeit-Haus gebaut. Nach seinem frühen Tod war der Wohlstand der Familie verlorengegangen, die Großmutter war nicht in der Lage gewesen, die Geschäfte weiterzuführen, und hatte in den Kriegsjahren Land und Häuser veräußert.

Wir fanden Unterkunft in einer etwa 60 Quadratmeter großen Wohnung, die sich in einer aus Fördermitteln finanzierten Siedlung befand: eine Sammelstelle für Flüchtlinge, Aussiedler, Umsiedler, Menschen, die durch den Krieg ihre Heimat oder ihre Wohnungen verloren hatten. So tauschten wir die Geborgenheit eines Walddorfes gegen die harte Realität billig hochgezogener Häuser am Rande eines Kohleabbaugebietes: zehn Wohnblocks mit jeweils sechs Wohnungen, mitten auf ein Feld außerhalb der Ortschaft gestellt. Um den im Dreck errichteten Häusern den Anschein von Fröhlichkeit zu verleihen, hatte man sie in pastellbunten Farben angestrichen, weshalb die Bevölkerung sie «Papegeiensiedlung» nannte. Das traditionell von der CDU regierte Städtchen mit seiner starken Bindung an die Besatzungsmächte lehrte uns Kinder aus der sozialen Unterschicht, dass es nützlich war, in der katholischen Kirchengemeinde genauso aktiv zu sein wie bei den Auseinandersetzungen zwischen den Kindern der Ober- und Unterstadt. Selbstverständlich war auch ich, als ich älter wurde, Messdiener und gehörte der Ortsgruppe der katholischen Pfadfinder an; das war der Wunsch meiner Mutter gewesen, die aus mir gern einen Pfarrer oder zumindest einen Lehrer gemacht hätte. Nach ungefähr zwei Jahren allerdings setzte mein Schlafwandeln den Aufhalten im Zeltlager

ein Ende: Kreischend erwachte ich nachts, viele hundert Meter vom Lager entfernt, allein im Wald. Weil man Ähnliches künftig verhindern wollte, wurde ich in den nächsten Nächten mit einem Fuß an der Zeltstange festgebunden. Albträume und übersteigerte Angst vor tödlichen Krankheiten machten mir damals das Leben schwer, und häufige Gemütsschwankungen waren die Folge.

*

Mein ältester Bruder Willi stand bei Kriegsende ohne Beruf da. In den Aufbaujahren fand er als Maurer ein Auskommen, lebte inzwischen aber wieder bei uns, genauso wie Helga, die noch zur Schule ging.

In der Nachbarschaft herrschten raue Sitten. Schnell musste ich lernen, mich gegen die Großen und Starken zu wehren, denn Kloppereien auf dem Schulweg waren an der Tagesordnung. Auch deshalb hasste ich die gewendeten, aufgetragenen Kleider meiner älteren Brüder: Kam man aus der Siedlung und sah auch noch so aus, war man täglich den Schikanen, den kleinen Bosheiten der Lehrer und Mitschüler ausgesetzt. Im Rückblick erkenne ich, ich fühlte mich damals ungefähr so wie eine der jämmerlich dreinblickenden Gestalten Walter Gramattés, eines Malers, den ich natürlich noch nicht kannte. Das Gefühl der Erbärmlichkeit jedoch, unter dem er gelitten haben muss, war mir vertraut; in düsteren Farben gemalte Gestalten bestimmen sein Werk.

Einmal schenkten mir die Eltern zu Weihnachten einen neuen Anorak, und schon am ersten Schultag nach den Ferien bekam ich den Neid der anderen zu spüren. Auf dem Schulweg lauerte mir eine Gruppe Jungs aus der Siedlung auf. Mein Freund Jürgen versuchte, mich zu warnen, aber bevor ich begriff, traf mich ein Tritt gegen die Waden, und

nach einem Stoß der älteren Jungen fand ich mich rücklings im Schlamm einer großen Baustellenpfütze wieder. Der Anführer versuchte, meinen Kopf in den Dreck zu drücken, indem er mir seine Hände aufs Gesicht presste. Ich biss zu. Und etwas in meinem Bewusstsein veränderte sich mit diesem Angriff. Bis dahin hatte ich mich eher zurückgezogen, wenn ich Gefahr spürte, oder ich ertrug die Gemeinheiten stumm; dieses Mal war es anders, zu viel Wut hatte sich angestaut, und ohne nachzudenken, schlug ich zurück, biss fester zu, biss mich an der Hand des Jungen fest und zog mich an ihm hoch. Rasend drosch ich auf alles ein, was sich in meiner Nähe befand, landete einen Zufallstreffer und brach meinem Gegner das Nasenbein. Ich schlug immer weiter zu. Tränen und Rotz liefen mir übers Gesicht. Die Jungen verzogen sich, Drohungen ausstoßend. Heulend, verschwitzt und verdreckt stand ich im Schlamm, als mich Jürgen vorsichtig berührte. Er schaute mich fassungslos an, mein Jähzorn hatte selbst ihn erschreckt.

*

Auch an unserem neuen Wohnort arbeitete meine Mutter als Lehrerin. Bereits 1925 hatte sie als einziges Mädchen im Ort das Abitur bestanden. Dank einer außergewöhnlichen Begabung hatte sie sechs Sprachen erlernt; jetzt, in den Wirtschaftswunderjahren, half sie den jungen Mädchen mit Sprach- und Nachhilfeunterricht durchs Abitur. Nie sah ich sie abends ohne ein Buch, und meist las sie bis spät in der Nacht: Harper Lee, Steinbeck, Faulkner oder Hemingway; oder sie schrieb mit ihrer schönen Schrift, in altdeutschen Lettern, Briefe an Menschen in fernen Ländern, die sie nie gesehen hatte. Sie liebte mich – dieses Gefühl begleitete meine Kindheit genauso wie das der Zugehörigkeit zur Unterschicht –, und selbst meinen schlimmsten Streichen rang

sie noch etwas Komisches ab. Dann lachten wir gemeinsam über den Ärger, den ich wieder einmal verursacht hatte. Sie war eine witzige Person, mit der ich es leicht hatte, selbst in schwierigen Situationen; heute würde man sagen: Sie war eine coole Frau.

Leider mangelte es mir an dem schulischen Ehrgeiz, den sie sich so sehr wünschte. Endlose Stunden im Klassenzimmer: Den Sekundenzeiger beobachtend, wollte ich nichts als dieser Gefangenschaft entfliehen. *Ich will raus, dorthin, wo das Leben stattfindet ... Der Zwang des täglichen Schulbesuchs, die Last der Hausaufgaben – nur fort will ich. Hin- aus, immer hinaus. Mein Leben lang – wie ein Vagabund, an die Sonne.* Das war das dritte Gefühl, das meine Schulzeit durchzog. Ich rettete mich in Träume von weiten Reisen und Abenteuern, wie in den Geschichten, die meine Mutter mir zu lesen gab.

Und mit den Jahren trocknete der schleimgrün und albl-
traumblau gefüllte Graben meiner Geilenkirchener Tris-
tesse aus. Ich hatte keine Zeit für dunkle Töne, mein Leben
sollte bunt sein.

*

Übrigens muss meine Mutter in ihrer Jugend eine hübsche Frau gewesen sein. Leider konnte ich sie so nicht mehr sehen; nur wenn sie fröhlich lachte, war ihre frühere Schönheit noch zu ahnen. Sie wirkte älter, als sie war, aber ihr Geist blieb jung, interessiert an den Veränderungen, die die Jugend so sehr herbeisehnte.

*

1960 schickte sie mich in den Ferien zu ihren holländischen Verwandten. Dort sah ich zum ersten Mal das Meer, und sofort liebte ich das endlose Anrollen der Wellen. Es war nicht schlecht, warme Tage am Strand zu verbringen, aber meine Träume gingen schon damals weiter. Von meinem Werklehrer – Werken, so hieß in jenen Jahren noch der Kunstunterricht – hatte ich ein kleines Buch mit Abbildungen der schönen Tahitianerinnen von Gauguin bekommen: Da wollte ich hin, an diese Strände, wo das Blau des Meeres, das Grün der Pflanzen leuchtete, wie ich es noch nie hatte leuchten sehen, und die Haut der Menschen von einer Farbe war, die Weichheit und Wohlbefinden ausstrahlte.

Stattdessen gab es bei der holländischen Großtante alte Damen in dunklen Kleidern und wenig Spaß. Erinnern kann ich mich allerdings an die Bilder im Amsterdamer Rijksmuseum. Wenn wir dorthin fuhren, wurde es interessant; am wohlsten fühlte ich mich bei den Winterbildern. Lange konnte ich davor verweilen: Schlittschuhläufer, Pferdeschlitten auf dem Eis, festgefrorene Boote, verschneite Häuser, spielende Kinder, kahle Bäume, schwarze Raben am Himmel, promenierende Paare, ärmlich oder prunkvoll gekleidete Menschen – eiskalte Fröhlichkeit. Gern wäre ich in den Gemälden aus der kleinen Eiszeit um 1600 verschwunden.

*

Zwei Jahre später, im Jahrhundertwinter 1962/63, war ich zwölf Jahre alt. Jeden Nachmittag gingen wir von der Siedlung durch den Wald zum zwei Kilometer entfernten

Schloss Trips. Der Burggraben war monatelang zugefroren, und wir Jungs spielten dort Eishockey. In meiner Kniebündlerhose sah ich bescheuert aus, aber sie erwies sich als praktisch, wenn ich auf dem Hintern oder den Knien über das Eis rutschte, denn ich wurde nicht nass, und ich trug keine Schrammen davon. Die Ohrenklappen, die meine Mutter an die Pudelmütze gestrickt hatte, sahen allerdings so blöde aus, dass ich sie in der Mütze versteckte, sobald ich um die Straßenecke bog. Und den ganzen Winter ging mir der Bommel auf die Nerven, drückte mir der Strickrand in die Augen, während ich unter der rauen Wolle schwitzte, so dass die Haare am Schädel klebten und die Kopfhaut juckte. Die Finger froren in den Fäustlingen nach zehn Minuten zu Eiszapfen, die Handschuhe schützten aber die Knöchel, wenn man stürzte oder mit dem Schläger eins auf die Hände bekam. Richtige Schlittschuhe besaß ich nicht, nur die viel zu großen Wanderschuhe meines Bruders, die ich mit einigen Sockenpaaren übereinander irgendwie tragen konnte, obwohl sie keinen guten Halt gaben und ich ständig darin umknickte. Zuguterletzt schraubte ich mir Eisenkufen – noch aus der Vorkriegszeit – unter die Schuhe. Damit war mein Equipment schon recht professionell: Die meisten Jungs aus der Siedlung hatten gar keine Schlittschuhe, weshalb mein Freund Jürgen im Wechsel meine Kufen benutzen durfte. Dann stand ich eine Weile frierend am Rand und feuerte ihn an.

An den Wochenenden wurde der Weiher von Familien mit Schlitten und Kinderwagen bevölkert. An solchen Tagen sah es in unserer Gegend tatsächlich fast so aus wie auf einem Gemälde aus dem 17. Jahrhundert. Die wohlhabenden Kinder waren toll ausgestattet und machten mit ihren Schlittschuhen auf Marika Kilius und Hans-Jürgen Bäuml, und manche der kleinen Mädchen kamen mir wirklich wie Eisprinzessinnen vor.

Wenn ich allein meine Bahnen über den zugefrorenen Burggraben zog und es ganz still um mich war, fühlte ich mich in die Winterwelt Hendrick Avercamps versetzt, die ich im Rijksmuseum gesehen hatte. Burg Trips, der Burggraben, die Bäume und Eisflächen wurden zur Szenerie seiner Gemälde: In der immerwährenden Stille, in der dieser taubstumme Maler lebte, bevölkerten die prächtig bunt gekleideten Menschen das Eis. Den «Stummen von Kampen» hat man ihn genannt, und ich stellte mir vor, wie es um 1600 gewesen sein musste, als taubstummer Junge in absoluter Stille übers Eis zu gleiten und nicht das Schneiden der Kufen zu hören, nicht das Rufen der Kinder, nicht die Schreie der Krähen.

Jeden Abend kamen wir bei einbrechender Dunkelheit abgekämpft und zerschunden nach Hause, abwechselnd den kleinen Davos-Schlitten hinter uns herziehend, mal durfte ich sitzen, dann wieder Jürgen. Beim Abendbrot verfolgte ich den Wetterbericht im Radio und freute mich schon auf den nächsten Tag. Meinetwegen konnte das noch lange so weitergehen. Meine Eltern dagegen machten sich Sorgen, weil kaum noch Briketts im Keller lagerten: In der Wohnung war es kalt, wir hatten keine Heizung, nur den Kohleherd in der Küche, ein großes schweres Eisen ding mit emailleverzierten Klappen und Gussbeinen, die in Klauenfüßen endeten. Die Küche war der einzige warme Raum. Tagsüber wurden Ziegelsteine im Backofen erhitzt, die abends, in Lappen gewickelt, auf die Betten verteilt wurden und ohne die man, glaube ich, glatt erfroren wäre. Auf den Scheiben der Schlafzimmerfenster bildeten sich Eisblumen, und mit der Zeit waren die Fenster zugewachsen. Ich fand diese Eisbilder schön und märchenhaft und fühlte mich wie in einem Eispalast. Wenn das Eis innen abtaute, sammelte sich das Schmelzwasser auf der Fensterbank und tropfte auf meine darunterliegenden Comics.



Morgens verließ meine Mutter als Erste das Bett, um das Feuer im Ofen neu zu beleben. Wenn ich dann aufstand, war es in der Küche schon muckelig warm, das Wasser für die Morgenwäsche dampfte in der Zinkschüssel, und ein Handtuch hing zum Vorwärmen über dem verchromten Handlauf des Ofens. Die Herdplatten glühten rot vor Hitze, es roch nach Feuerholz, Briketts und heißem Kakao, und eine dicke Marmeladenstulle lag bereit. Wenn ich meinen Kakao trank, setzte Mutter sich mit ihrem Kaffee zu einer kleinen Verschnaufpause mit an den Tisch. Heimlich packte ich die Schlittschuhe ein, wenn ich das Haus verließ, ging zum Schloss aufs Eis und vergaß, dass ich nur ein paar Minuten hatte bleiben wollen, vergaß den Unterricht, blieb dort.

Dafür lernte ich in diesem Winter richtig gut Schlittschuhlaufen.

*

An den langen Winterabenden hatte ich zudem Zeit zu zeichnen. Wenn mein Vater seine Kopien von Picasso oder van Gogh malte, saß ich bei ihm und fertigte Zeichnungen

von seinen Vorlagen an. Er brachte mir bei, Übertragungsraster anzulegen, um Proportionen zu vergrößern, zeigte mir den Umgang mit Zeichenkohle, Rötelstiften, Kreiden und Wasserfarben. Vor allem aber lernte ich, Bilder genau zu betrachten.

Mitte der siebziger Jahre malte ich dann einen surrealen Jahreszeitenzyklus von Schloss Trips: den Winter in Erinnerung an das Eislaufen meiner Jugend, Bilder, die später im Suermondt-Ludwig-Museum in Aachen und im Haus der Kunst in München gezeigt wurden.

*

Frühjahr 1963 fuhr ich mit meiner Mutter nach Düsseldorf, um Onkel Menn zu besuchen, einen kinderlosen, wohlhabenden Verwandten, der ein «hohes Tier» in der Düsseldorfer Stadtverwaltung war. Wegen des zu eng sitzenden, geliehenen Anzugs und weil ich nicht wusste, was von mir erwartet wurde, fühlte ich mich unwohl; ich hatte ohnehin wenig Lust, den mir unsympathischen Bruder meiner Mutter zu treffen. Aber sie wollte ihn um einen kleinen Kredit bitten, und ich wusste, dass ich einen guten Eindruck hinterlassen musste.

«Bitte benimm dich!», ermahnte sie mich, als wir vor dem mehrstöckigen weißen Haus standen. «Nur dieses eine Mal rei dich am Riemen.»

Ich versprach es und drückte auf den Messingklingelknopf.

«Ja!», kam es energisch aus der Gegensprechanlage.

Die Mutter zuckte zusammen, dann versuchte sie, ihrer Stimme den normalen festen Klang zu geben.

«Wir sind es, Menn.»

«Penthouse!»

Der Türöffner summte. Die Mutter verharrte, ich drückte mit dem letzten Summton die Tür auf. Die stille, kühle Eingangshalle, größer als unsere gesamte Wohnung, war mit einem dunklen, glänzenden Stein ausgelegt und von in der Decke verborgenen Lämpchen beleuchtet. So etwas hatte ich noch nie gesehen. Am Hallenende hörten wir ein leises Geräusch, wie von Geisterhand öffneten sich die Türen eines Fahrstuhls, und ich sah mich mit meiner Mutter, ein ungleiches Paar, in der verspiegelten Fahrstuhlkabine auf uns selber zukommen: ein dünner Junge mit zu langen Armen, in einem engen und für die Hitze zu dicken Anzug; angekatschte, in der Mitte gescheitelte dunkelblonde Haare und pickelige Haut; am schlimmsten: die abstehenden, vor Hitze glühenden Ohren. Damals empfand ich mich als ganz besonders hässlich, ein junger Affe mit zu großem Kopf.

Die Mutter dagegen, in ihrem ärmellosen, hellgrünen, mit großen Zitronen und Orangen bedruckten Sommerkleid, der dreireihigen Perlenkette und den dazu passenden Ohrclips, erschien mir sehr schön. Ich wusste nicht, dass das Kleid zu auffällig, schon lange aus der Mode und die Perlen nicht echt waren. Ihre frische Dauerwelle wirkte steif wie eine Perücke.

«Penthouse, das ist eine extra Wohnung auf dem Dach», erklärte die Mutter und drückte den obersten Knopf.

Ich war beeindruckt, einen Fahrstuhl hatte ich noch nie benutzt. Der Onkel muss wirklich sagenhaft reich sein. Wenn ich das alles einmal erbe, reiße ich erst mal die Scheißspiegel ab, dachte ich.

«Schimpansenfresse! Schimpansenfresse!», beschimpfte ich mein Spiegelbild und schlug mit der flachen Hand gegen das Glas. Die Mutter fasste mich am Arm.

«Lass das ...!»

In diesem Moment stoppte der Fahrstuhl. Sie warf mir einen vernichtenden Blick zu, überprüfte noch schnell den Sitz ihrer Frisur.

Der Onkel erwartete uns vor der Wohnungstür. Der massive, etwa fünfzigjährige Mann war trotz der Hitze in einen großkarierten Hausmantel gekleidet. Zur Begrüßung legte er mir eine schwere Pranke auf den Kopf und drehte diesen in eine für ihn günstige Position: «Ja, ja, ganz der Vater, er wird ihm von Tag zu Tag ähnlicher.» Sein Atem roch nach kaltem Pfeifenrauch. «Na, junger Mann, möchtest du ein echtes amerikanisches Kaugummi?»

Ich, an Mutters Ermahnung denkend: «Ja bitte» und «Danke schön». Doch ich kaute auf dem Kaugummi nur so lange herum, bis es weich war, dann, ein echtes Kind der Gosse, spuckte ich es auf den kostbaren Teppich.

Wenige Wochen später rutschte der Onkel auf den Stufen des Düsseldorfer Hauptbahnhofes aus und erlitt eine schwere Gehirnerschütterung. Fast genesen, gerade dabei, die Deutsche Bundesbahn zu verklagen, starb er an einem Gehirnschlag. Sein Vermögen erbte seine Frau; Mutter blieb weiter arm.

*

Manchmal, wenn ich ihr so richtig auf die Nerven ging, schimpfte meine Mutter: «Pass bloß auf, dass du nicht so wirst wie Tante Tilli!» Oder, eine Variante des Gezeters: «Du ähnelst immer mehr Tilli!»

Äußerlich zumindest stimmte das nicht. Tilli war ein dunkler Typ mit fast schwarzen Augen und Haaren.

Lange Zeit wusste ich nicht, von wem die Rede war. In unserer Familie sprach man selten über Tilli, die eigentlich Mechthilde hieß und für manche von uns *persona non grata* war. Die Tante blieb ein Geheimnis. Eines Tages jedoch, ich

war vielleicht dreizehn Jahre alt, sagte meine Mutter: «Ich fahr Tilli besuchen, möchtest du mitkommen?»

Natürlich wollte ich. Mit dem Bus ging es nach Baesweiler, einem Dorf unweit von Geilenkirchen. Vorweihnachtszeit und Nässe. Tilli wohnte im schlecht isolierten Dachgeschoss eines Altbaus, in einem schrägen Kämmerchen im fünften Stock. Aus dem Fenster blickte man auf die mit krüppeligen Kiefern bepflanzten, schwarzen Abraumhalden einer stillgelegten Zeche. Nur ein schmaler grauer Streifen Himmel war zu sehen.

«Hast du diesen Dreck immer noch an der Wand hängen?», sagte meine Mutter statt einer Begrüßung, als wir die winzige, wie eine Zelle eingerichtete Klausen betreten. Ein Eisenbett, einen Tisch, einen Stuhl, einen Schrank, mehr Möbel besaß Tilli nicht. Halbreiefs in Bronze von Hitler und Göring schmückten die Wand über dem Bett, rechts und links neben dem Gekreuzigten.

Tilli erwiderte nichts.

«Tilli ist in den Dreißigern hängengeblieben», sagte meine Mutter zu mir.

«Trägst du noch immer dieselben Kleider und Ringelsöckchen, Tilli? Mein Gott, hört das denn nie auf?»

Ich verstand die Gereiztheit meiner Mutter nicht. Tante Tilli und ich mochten uns auf Anhieb. Mit ihr fühlte ich mich anders: ein bisschen so, als ob sich zwei Menschen auf einem fremden Planeten treffen. Ihre durchdringenden schwarzen Augen und den Schatten eines Damenbarts fand ich interessant, fast schön. Sie kochte Tee und legte ein Brikkett nach, extra für uns, denn es war lausig kalt im Zimmer. Dann unterhielten wir uns, und sie erzählte von ihrem Leben in den dreißiger Jahren. Da war sie in der NS-Frauensschaft gewesen. Das muss die schönste Zeit ihres Lebens gewesen sein.

«Komm wieder, Wolfgang», sagte sie zum Abschied und legte mir eine kalte Hand an die Wange.

Auf der Heimfahrt im Bus sagte meine Mutter: «Sie ist etwas verrückt. Lange wird es mit ihr nicht mehr gutgehen.»

*

Ungefähr ein Jahr nach unserem Besuch wurde in der Familie dann folgende Geschichte erzählt: Wie jeden Morgen sei Tilli zum Gottesdienst gegangen. Nur ein paar winterlich vermummte Frauen hätten auf den Holzbänken der Kirche gekniet; aus den im Dunklen liegenden Seitenaltären und den Bodenfliesen sei Feuchtigkeit ins Mittelschiff gesickert; auch der heftig das Weihrauchfass schwenkende Messdiener habe es nicht geschafft, den muffigen Geruch zu überdecken. Tilli soll sich zunächst ganz unauffällig verhalten haben, und bis zur Eucharistie habe nichts darauf hingedeutet, dass dies ihr letzter Gottesdienst sein würde. Nach dem dritten Klingeln der Glöckchen erhob sie sich.

Der Priester stimmte das «Agnus Dei, qui tollis» an ... lustloses, undeutliches Gemurmel ... Beim «Miserere nobis» soll Mechthilde dann vorgetreten und die Stufen zum Altar hochgestürzt sein. Laut habe sie von dem erbleichend zurückweichenden Priester verlangt, er möge ihr ein Jesuskind machen. Auf der Stelle! Der Diener Gottes erschrak und versuchte, den Kelch mit dem Blut des Herrn im Tabernakel einzuschließen – kein leichtes Unterfangen, da Tilli inzwischen auf seinem Rücken hing und ihrer Forderung Nachdruck verlieh.

Was genau sie sich vorgestellt hatte, ließ sich später nicht mehr rekonstruieren. Jedenfalls verweigerte sich der Priester, Kreuze schlagend, standhaft, und es gelang ihm, die hysterische Frau abzuschütteln, woraufhin Tilli angeblich ein für diesen Anlass geschärftes Hackebeilchen zückte, mit dem sie sonst die kleinen Holzscheite zum Anzün-

den des Ofens zerteilte. Küster und Messdiener griffen ein, meine Tante wurde entwaffnet und überwältigt.

Wäre sie älter geworden, hätte Tilli sicher viele Jahre in der Landesklinik Düren bleiben müssen, doch nicht lange danach starb sie, sechzigjährig, an Krebs. Die Wahnidee vom eigenen Gotteskind blieb ihr bis zum Schluss. Bei einem meiner letzten Besuche schlich sie, mühsam auf meinen Arm gestützt, durch einen nach Sagrotan riechenden Flur. Plötzlich blieb sie stehen, schaute mich aus schwarzen Augen an, und ein Lächeln erleuchtete ihre verhärmtten Züge. Mit erregter Stimme flüsterte sie mir ins Ohr: «Wolfgang, es ist so weit, die Fruchtblase ist geplatzt, das Jesuskind kommt! Schnell, ruf die Hebamme!»

Unter ihr bildete sich auf dem braunen Linoleum eine Urinlache. Sie hielt mich fest umklammert, sie ließ mich nicht entkommen.

*

Die Landesklinik sollte ich später wegen meines 20 Jahre älteren Cousins Anton [Name geändert] noch öfter besuchen. Mehr oder weniger freiwillig ließ er sich dort von Zeit zu Zeit wegen seiner Alkoholsucht internieren. Ein Freund aus Aachen, der in der Klinik seinen Ersatzdienst absolvierte, nahm mich manchmal mit nach Düren.

Auch der eine oder andere meiner Kommilitonen fand sich nach allzu heftigem Drogenkonsum auf der Einlieferungsstation wieder; wenn ich sie besuchte, war es für mich praktisch ein Abwasch, die Runde zu drehen und bei meinen Verwandten vorbeizuschauen.

Eines Tages betrat ich die Cafeteria und entdeckte meinen Cousin. Er saß an einem der Holztische und schaute mir entgegen, grinsend. So gut gelaunt hatte ich ihn schon lange nicht mehr gesehen. An seiner Seite lehnte eine junge,

etwas dickliche Frau, auch sie lächelte mir selig entgegen, mit einem guten Schuss Wahnsinn im Blick. Ganz nah zusammengedrängt wie afrikanische Lovebirds saßen sie mit ineinander verschränkten Händen auf der Holzbank. Kaum hatte ich mich auf einem Stuhl niedergelassen, fragte mein Cousin: «Und? Fällt dir nichts auf?»

Sein Blick glitt über die Tischfläche, dann wieder zu mir.

«Und?»

«Ihr habt Cola getrunken?» Ich wies auf die beiden Dosen vor ihnen.

«Na, schau doch mal richtig hin, siehst doch sonst immer alles!»

Mein Gott! Die beiden hatten sich tatsächlich die Abrisslaschen ihrer Cola-Dosen um die Ringfinger gedreht.

«Wir haben uns verlobt! Gerade eben.»

«Wir sind jetzt eine Familie, Wolfgang!», sagte die mir bis dahin Unbekannte.

Wenn das mein Alter erfährt, dachte ich.

«Na, dann gebe ich euch mal Kaffee und Kuchen aus, zur Feier des Tages.»

Was ich zu diesem Zeitpunkt noch für eine Wahnsinns-idee gehalten hatte, endete ein Jahr später mit der kirchlichen Trauung. Halleluja!

*

Anton hat einmal versucht, mich umzubringen, so wie er auch mit unserem Vater immer wieder aneinandergeriet, besonders wenn beide getrunken hatten. Mein Vater hasste diesen Verwandten, den Mutter bei uns aufgenommen hatte. Warum er bei uns lebte, und warum mein Vater ihn hasste? Ich habe es nie herausgefunden. Darüber, wie auch über vieles andere, wurde in unserer Familie nicht gesprochen.

Anton hatte zeitlebens ein Alkoholproblem; schlimmer allerdings war, dass er, wenn er getrunken hatte, still und gleichzeitig hochaggressiv wurde, eine tickende Bombe.

An einem Sommerabend 1967 kam ich nach Hause, schaute, bevor ich das Haus betrat, nach oben auf die geöffneten Fenster und stieg die Treppe hoch. Ich betrat die Wohnung, lief durch den schmalen Flur, von dem rechts und links jeweils zwei Räume abgingen und an dessen Ende sich das kleine Badezimmer mit der Toilette befand. Zuerst dachte ich, ich sei allein, dann sah ich im letzten Raum rechts Anton am Küchentisch sitzen.

«'n Abend, Anton», begrüßte ich ihn und ging ins Badezimmer.

Irgendwas war merkwürdig ... Etwas an seiner Haltung stimmte nicht. Plötzlich war mir klar: Er hatte keinen Mucks gesagt, nicht einmal aufgeschaut, ein ganz schlechtes Zeichen! Die Tür zum Bad konnte er mit bloßen Fäusten zerschlagen, das hatte ich schon erlebt. Und durch das winzige Badezimmerfenster war eine Flucht nicht möglich. Ich saß wie die Maus in der Falle!, schoss es mir durch den Kopf, als ich das schabende Geräusch der Küchenschublade hörte. Darin verwahrte die Mutter die großen Messer. Vom Tisch bis zur Badezimmertür waren es gerade einmal vier Meter: Ich riss die Tür auf und startete durch, während ich aus dem Augenwinkel meinen Cousin mit dem großen Tranchiermesser in der Faust auf mich zukommen sah. Gespenstische Stille: Die Wohnungstür am Ende des Flurs ging nach innen auf, dort konnte ich nicht raus; ich warf mich gegen die Tür unseres gemeinsamen Zimmers, die, wie ich wusste, zum Raum hin aufging. Zu meinem Glück hatte meine Mutter alle Fenster geöffnet, bevor sie zum Einkaufen gegangen war; ich schoss durch mein Zimmer und durchs Fenster hinaus; ein Stockwerk tiefer schlug ich auf und rollte mich auf dem Rasen ab. Von unten sah ich Anton, der sich aus dem Fenster lehnte und mich aufmerksam beobachtete, als

suche er nach Anzeichen einer Verletzung. Dann setzte er sich vermutlich wieder an den Küchentisch, brütete weiter vor sich hin, wartete auf unsere Mutter und das Abendbrot.

Ich rappelte mich auf und lief die Straße hinunter zu meinem Freund Jürgen. Die rechte Hand tat mir weh, mein Rücken fühlte sich feucht an.

«Mensch, Wolfgang, du blutest ja!»

Ich hatte eine fünfzehn Zentimeter lange Schnittwunde im Rücken. Mein lieber Vetter musste mich noch im Sprung erwischt haben! Hemd und obere Hautschicht waren vom Messer durchtrennt, haarscharf war ich ihm von der Klinge gesprungen.

*

Zurück in die frühen sechziger Jahre. Ich war zwölf, dreizehn Jahre alt, und während meine Geschwister Twist tanzten, machten wir Jungs aus der Siedlung die Gegend unsicher. Auf den nahen Feldern räuberten wir an den Frühsommerabenden Erdbeeren: Diese Köstlichkeiten konnte sich unsere Familie nicht leisten, und so stahlen wir sie, um sie zu essen, noch mehr aber, um sie in der Siedlung günstig anzubieten und die Einnahmen am Sonntag im Kino und an der Pommes-Bude umzusetzen. So manche Heumiete fackelte mit unseren ersten Zigaretten ab. Und die NSU Quickly eines älteren Bruders wurde zu Schrott gefahren: Mit irrsinnigem Spaß rasten wir Runde um Runde gegen die Zeit um den Block, wobei 50 Stundenkilometer für uns bereits an einen Geschwindigkeitsrausch grenzten. Als einer der Jungs dieses erste Moped der Nachkriegszeit, in der Siedlung ein seltener und wertvoller Besitz, schließlich gegen eine Mauer fuhr, war für lange Zeit der Spaß vorbei. Unzählige Stunden Feldarbeit wurden uns aufgebrummt. Wer kann sich noch vorstellen, was es heißt, mit einer

Schuffel in der Hand vor endlosen Reihen von Rübensprösslingen zu stehen? Für einen Lohn von 20 Mark pro geeinzelttem Morgen mussten wir schuften, um den Schaden wiedergutzumachen, tagelang hackend, bis wir Schwielen an den Händen hatten. In Australopithecus-Haltung, die Fingerknöchel am Boden schleifend, schlichen wir von den Feldern nach Hause.

*

Und es kam noch schlimmer: In diesem Sommer fiel uns auch die Kuh eines Bauern zum Opfer. Mein Freund Rainer hatte uns gesteckt, dass sein Vater eine Handfeuerwaffe besaß. Äußerst fasziniert, überredeten wir ihn, die Pistole zu einem unserer Treffen im Wald mitzubringen. Wir waren zu dritt; jeder wollte einmal auf die am Waldrand aufgestellten Flaschen zielen; in unserem Eifer war uns freilich nicht aufgefallen, dass sich dahinter eine Kuhweide befand. Erst als eine der Kühe laut muhend umfiel, merkten wir, was wir angestellt hatten. Die Kuh lag noch im Sterben, als der Bauer mit seinem Trecker über die Wiesen auf uns zugerast kam. Er hatte die Schüsse gehört. Wir: entgeistert vor der toten Kuh. Er: vom Sattel springend und mit der Mistgabel in der Hand auf uns zurennend. Rainer hielt die Pistole noch in der Hand, jetzt hob er, in einer Art Panik, reflexhaft den Arm und richtete die Waffe auf den Bauern, der sofort kehrtmachte, auf seinen Trecker sprang und verschwand. Bevor wir uns in der Siedlung in Sicherheit bringen konnten, war die Polizei schon da. Den folgenden Ärger kann man sich vorstellen ... Diesmal gab's Prügel, *scheißteuer, so 'ne Kuh!*

Wir blassen Kinder aus der Siedlung, wir Kinder mit den aufgeschlagenen Knien und den unsteten Blicken, mit Gedanken voll Sünde und kleinkriminellen Handlungen: Sind wir nun alle gemeine Kids gewesen?

Es ist wahr: Die Verbitterung der Eltern, das unwürdige Leben in Armut und die Verachtung der Alteingesessenen hatten uns misstrauisch werden lassen, und im Heranwachsen gesellten sich zum Misstrauen Hinterlist und Härte. Da bedrohten manche von uns die Mitschüler mit Messern, um ihnen das bisschen, was sie besaßen, abzupressen. Den Schwachen blieben nur Schleichwege zur Schule, in der Hoffnung, den Weg ihrer Peiniger nicht zu kreuzen.

Nur wenige waren von der Gemeinheit unberührt: Jürgen zum Beispiel, mein Freund. Klein, dünn und von farblosem Blond, hatten wir uns auf dem staubigen Hinterhof der Siedlung schnell als Jungs von gleichem Schlag erkannt. Aber Jürgen war noch schlechter dran als ich: Sein Vater war «abhandengekommen», wie er sich einmal ausdrückte, das Thema abrupt beendend.

Außerdem Rainer, mein anderer Freund. Er ging in dieselbe Klasse wie ich, wohnte aber in einem richtigen Haus in einer richtigen Straße und kam aus einer Beamtenfamilie. Ein cleverer Junge war er, unschlagbar beim Abwickeln von Tauschgeschäften. Außerdem sah er gut aus, kam bei den Mädchen an, war im Sport immer einer der besten: Kein Loser wie wir beide, Jürgen und ich.

Doch ob Loser oder nicht, wir alle träumten von einer schönen, reichen Amerikanerin, die uns heiraten und eines Tages, in ferner Zukunft, mit nach Amerika nehmen würde.

Dann brachen die Beatles und die Rolling Stones über uns herein. Noch besaß niemand in der Clique einen Plattenspieler. Nur ein Freund brachte manchmal das batteriebetriebene Nordmende-Transistorradio seines Bruders mit in den Hof. Hier hörten wir vom Attentat auf J. F. Kennedy, vom größten Postzugraub aller Zeiten in England, der unsere Phantasie beflügelte, und von den Siegen Cassius Clays.

Ins Kino ging ich nur heimlich, Rasiersitze zu 50 Pfennig lagen in meinem Budget. «Blob – der Schrecken ohne Namen», «Psycho» und «Spartakus» – Filme aus der Zeit, an die ich mich gut erinnere. Noch heute schaue ich, wenn ich im Kino bin, manchmal zu den Lüftungsgittern hoch, weil ich befürchte, die rote Masse von «Blob» aus den Schlitzen quellen zu sehen. Die heimlichen Kinobesuche fanden freilich ein jähes Ende, als meine Mutter mich eines Sonntagmorgens vom Hochamt abholen wollte, mich nicht antraf und stattdessen am Kino-Ausgang aufspürte.

Auch in anderer Hinsicht arbeitete ich hart daran, nicht zu kurz zu kommen, aber erste Einführungsversuche des Dorfkaplans zündeten bei mir nicht. Nach einem sonntäglichen Hochamt, dem ich als Messdiener beiwohnte, lud er mich ein, mit ihm in die Heide zu fahren, er wollte mir Fahrunterricht in seinem VW-Käfer geben. Mutter war hocherfreut. Sie sah ihre Bemühungen, mich in einem katholischen Amt unterzubringen, endlich fruchten. Doch weit gefehlt. Dem Kaplan ging es darum, seine Hand in meine Lederhose zu schieben, mir darum, sein Auto zu fahren. Er war ein junger, sympathischer und in sexuellen Dingen unerfahrener Mann, vielleicht sogar so unerfahren wie ich mit meinen 14 Jahren. Seine Versuche waren mir nicht wirklich unangenehm. Nach zwei weiteren sonntäglichen Ausflügen

hatte ich dann aber doch genug, meine Klassenkameradinnen reizten mich mehr, und wenig später wurde der Kaplan in eine andere Pfarrei versetzt.

*

Den meisten Jungs blieben damals, was diese Art Wünsche betrifft, nur die Damenunterwäscheseiten des Quellekataloges. Mir ging es besser: Ich hatte die Kunstbücher meines Vaters. Courbets *«Frau mit weißen Strümpfen»* war das Zentrum, um das sich meine Hormone sammelten, während meine Phantasien sich auf die Frage richteten, in was ich mich verwandeln müsste, um dorthin zu gelangen. Rembrandts Danae war schon an Zeus vergeben, und Goldregen war bei mir nicht drin. Wesentlich lieber war ich bei Courbets Mädchen auf der Lichtung am Fluss: und folglich blieb mir nur die Möglichkeit, mich in den Maler zu verwandeln ... Schon spürte ich die Wärme des Sommers, es roch nach Forellenwasser und Terpentin. *Vor mir sitzt das Mädchen an einen Baum gelehnt, jammernd, weil die Rinde an ihrer Schulter scheuert. Die weiße Haut ist leicht gerötet. Ich stehe da, ich soll sie malen, aber ich kann nur starren. Die weiße Haut, die Schenkel, so viel nackte Haut und das, wonach ich mich schon so lange sehne. Wie hält ein Maler das aus? Mir zittern die Hände. Die Staffelei mit der weiß grundierten Leinwand, die Farben und Pinsel, alles ist bereit, aber ich kann nur starren. «Was glotzt du so? Willst du jetzt malen oder vögeln?» Spöttisch schaut das Mädchen auf meinen erigierten Schwanz.* Und während ich den Körper des Mädchens mit den Augen abtastete und auf dem Papier wiedergab, verließ ich die reale Zeit, um mich bei ihr einzufinden.

Um meinen Träumen näher zu kommen, besuchte ich den Tanzkurs des katholischen Jugendzentrums. Meine Mutter hatte es einige Mühe gekostet, den obligaten dunkelblauen Anzug und die Unterrichtsgebühren aufzubringen, jetzt quälte ich mich in das weiße Hemd mit dem gestärkten Kragen, den gebrauchten Anzug, einen Schlips mit Gummizug, Schuhe vom Bruder. Die ganze Staffage nahm mir die Luft zum Atmen. Dazu die mit Brisk gegelten Haare hinter den abstehenden Ohren. In Begleitung von Jürgen trabte ich zum Tanzunterricht, und wir schienen Glück zu haben, es waren mehr Mädchen als Jungen da. Der Tanzlehrer, ein dicklicher, tuntig wirkender Mittzwanziger, forderte alle auf, sich in zwei Reihen aufzustellen, die Jungs den Mädchen gegenüber. Beim Abschreiten der Reihen hielt er es für nötig, uns in einem endlosen Monolog über Stil- und Etikettefragen aufzuklären, auch kleine Bösarigkeiten über unzulängliche Kleidung von sich zu geben. Mal hier, mal dort zupfte er an den Probanden herum. Dann stand er vor mir. Verächtlich, vielleicht sogar leicht angewidert, als müsste er einen Misthaufen begutachten, wanderte sein Blick betont langsam von den zu großen Schuhen über den speckig glänzenden Anzugstoff an mir hoch und blieb schließlich an meinem Schlips hängen. Mit zielgerichtetem Griff riss er ihn nach unten und ließ ihn mir ins Gesicht zurückflitschen. Sekunden später lag er mit blutiger Nase auf dem Rücken, und der Tanzunterricht war für mich beendet.

Bis heute kann ich keinen Walzer tanzen, und nie mehr in meinem Leben habe ich einen Schlips getragen.

Mitte der sechziger Jahre musste ich meinem Vater an manchen Nachmittagen bei der Restaurierungsarbeit in den Kirchen helfen. Die schweren Farbeimer zu schleppen und die Farbrolle mit einer langen Stange an die hohen Decken zu führen, dafür war ich noch nicht kräftig genug, also blieb es mir überlassen, auf vorgetünchten Wandflächen und Säulen mit eingefärbten Stofflappen die Marmorierung aufzubringen und anschließend in zeitaufwendiger Feinarbeit einzelne Adern mit unterschiedlich starken Pinseln aufzumalen. Langweiliger war das Belegen der Altarränder mit Blattgold. Der hölzerne Untergrund musste gründlich gereinigt werden, bevor ich die Flächen mit Anlegeöl bestrich, wobei ich darauf zu achten hatte, dass ich nicht über die Fläche hinaus arbeitete, damit die Goldränder hinterher nicht unsauber aussahen. Außerdem durfte ich nur eine so große Fläche mit Öl präparieren, wie ich nach den drei Stunden, die das Öl zwischentrocknen musste, mit Goldblättchen belegen konnte. Mein Vater regte sich schnell auf, wenn ich unkonzentriert arbeitete, denn Blattgold war teuer, und Verschnitt konnte er sich nicht leisten.

An diesen Nachmittagen erzählte er mir bisweilen von den dunklen Perioden der katholischen Kirche, ein Thema, das ihn in seiner freien Zeit oft beschäftigte. Nicht nur die Bilder Goyas zeigte er mir früh, bei unserer gemeinsamen Arbeit in den Kirchen sprach er auch immer wieder von der Inquisition, den Exzessen der Gegenreformation. Sein Verhältnis zur katholischen Kirche war sehr kritisch. Er war ein gläubiger Mensch, aber «Pfaffen» konnte er nicht leiden.

«Sei auf der Hut vor den Pfaffen, den Schweigenden und den ausführenden Organen», warnte er mich. «Es sind nicht nur ein paar Wahnsinnige gewesen, die all das

Schandvolle vollbrachten, sondern die unzählbaren Ausführenden und die, die ihren Segen dazu gaben.»

*

Anfänglich verkaufte ich den Jungs Aktzeichnungen, die ich fleißig aus den Büchern meines Vaters kopierte. Später entstanden mehr und mehr eigene Variationen der Meisterwerke, um die ständige Nachfrage zu befriedigen. Cranach und Rembrandt liefen nicht, alle wollten Klimt und Courbet. Allmählich stellte sich bei mir eine gewisse Routine ein. Die Besuche bei Gustaves Modell verliefen jetzt anders: Immer gewagtere Positionen konnte ich ihr abverlangen. Natürlich hatte mein Vater gemerkt, dass ich mir heimlich seine Bücher holte, wenn er, statt zu malen, Karten spielte oder – wie so oft – erst sehr spät von der Arbeit nach Hause kam. Mit einem amüsierten Blick, der mir sagte, dass ihm der angeschmuddelte Zustand bestimmter Seiten aufgefallen war, legte er mir den Band hin und forderte mich auf, ein Stillleben meines bevorzugten Künstlers zu zeichnen. Und zupfte mich dabei an den rot angelaufenen Ohren, um mir zu zeigen, dass ihm auch diese aufgefallen waren. Und doch hat er nie ein Wort über all das verloren.

*

Seine Ölfarben waren meinem Vater teuer, ja heilig. Bisher hatte ich sie nie benutzen dürfen; nun aber, an einem Tag im Jahre 1965, hatte er entschieden, dass der Zeitpunkt für mich gekommen sei, ein «richtiges Bild» zu malen. Er legte mir seine Farben, einen Malkarton und ein Kalenderblatt mit der Abbildung von Picassos Gemälde ›Mutter und Kind‹ auf den Küchentisch. Mit Hilfe eines Rasters sollte ich

die Vorlage mit Bleistift auf den Malkarton übertragen und dann mit Ölfarben kopieren. Vermutlich nahm er an, dass ich für diese Arbeit eine Woche, jedenfalls mehrere Tage benötigen würde, da er selber für eine Picasso-Kopie immer längere Zeit brauchte. (Er ahnte nicht, wie viele Zeichnungen nach seinen Büchern ich tatsächlich schon angefertigt hatte!) Dann ermahnte er mich noch, seine teuren Mussini-Harzölfarben von Schmincke nicht zu dick aufzutragen, und ließ mich allein.

Ein Raster anzufertigen, fand ich inzwischen überflüssig; ich hatte die Proportionen sofort erfasst und konnte sie direkt übertragen. Ich mochte das Bild nicht besonders, es erschien mir düster und trist. Das den Hintergrund ausfüllende Blau drückt bei ›Mutter und Kind‹ eine schwer melancholische Stimmung aus, die dem Sujet meinem Empfinden nach nicht angemessen war; ich wusste nicht, dass das Kobaltblau sich bei diesem Motiv an das himmlisch Wunderbare und Übersinnliche der christlichen Ikonographie anlehnt. Also gestaltete ich den Hintergrund im Blau lichter, weniger monochrom. Auch der untere und rechte Bereich des Bildes wurde heller und leichter. Das Tuch über dem Kopf des Kindes ließ ich weg. Zum damaligen Zeitpunkt ahnte ich manche komplexen Zusammenhänge zwar bereits, kannte und wusste aber noch wenig und «fühlte» die Malerei mehr.

Schon am nächsten Tag, als der Vater von der Arbeit kam, konnte ich ihm stolz mein Werk präsentieren. Er schaute es an und sprach kein Wort. Danach hatte er für längere Zeit keinen Spaß mehr an seinen Kopien, überließ mir seinen Farbkasten und wurde ungesellig.

*

Oft blieb mein Blick damals an Cranachs ›Versuchung des heiligen Antonius‹ hängen. Wie der von Teufeln in alle Winde gezernte Antonius, so empfand ich mein Dasein. Da unten das beengte Leben meiner katholischen Eltern und draußen die Welt, in der so viel zu erleben war.

Ich war bereit, den «Teufeln» zu folgen.

[...]